



CHRISTINE BODE, geboren 1967, verliebte sich sofort in Schottland, als sie während eines längeren Aufenthalts auf den Britischen Inseln das Land in einem alten klapprigen Auto bereiste. Neben der wundervollen Landschaft, die nicht nur von Regen, sondern auch von Historie durchtränkt ist, sind es vor allem die unkomplizierten, liebenswerten Menschen, die Schottland für sie so einzigartig machen. Heute lebt sie mit ihrem Lebensgefährten und drei Katzen in Berlin.

Christine Bode



WO UNSERE  
HERZEN  
SICH  
FINDEN

ROMAN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich  
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



**Klimaneutral**\*

Druckprodukt

[ClimatePartner.com/14044-1912-1001](https://ClimatePartner.com/14044-1912-1001)

Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage

Copyright © 2022 der Originalausgabe by Penguin Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Lektorat: Angela Kuepper

Umschlaggestaltung: bürosüd

Umschlagabbildung: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10731-6

[www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de)



## Prolog

*Claire*

Ich schaue hoch, ein wenig nur, puste meinen Pony aus dem Gesicht. So viele Menschen sind gekommen, der ganze Saal ist voll, sie alle blicken auf zu dieser Bühne, auf der Vater am Rednerpult seine Show abzieht und sich für die Auszeichnung als Unternehmer des Jahres bedankt. So wie er von sich erzählt, könnte man glauben, George Wesley rette in seiner Firma jeden Tag Menschenleben, dabei ist Woodcorp nur eine Bautischlerei, wo aus schönen Bäumen hässliche, praktische Dinge hergestellt werden. Wenn es wenigstens Möbel wären – das fände ich sehr viel spannender. Interessiert nur keinen, was ich finde.

Während er redet, stehen Mom und ich hinter ihm. Ihm den Rücken stärken, so nennt sie das. Ich nenne es megaätzend. Ich wünschte, meine Klamotten wären nicht schwarz, sondern könnten mich unsichtbar machen, verschwinden lassen. Ich beneide meine kleine Schwester Amy darum, dass sie zu Hause bleiben durfte, auch wenn das für sie bedeutet, mit Fieber im Bett zu liegen. Da sie erst fünf ist, hat Vater ihr das gestattet. Von mir hätte er verlangt, ihn zu begleiten, selbst wenn ich meinen Kopf unter dem Arm tragen müsste. Aber ich bin ja auch schon

vierzehn. »Stell dich nicht so an«, hätte er gesagt. »Beiß die Zähne zusammen.« Irgendwie mache ich das die ganze Zeit – die Zähne zusammenbeißen. Auch jetzt, aber allzu lange wird das hier glücklicherweise nicht mehr dauern, Vaters Rede ist fast zu Ende. Er erzählt gerade, wie sehr er diesen Preis in Ehren halten wird, und streckt dabei die gerahmte Urkunde in die Höhe. Ich weiß nicht, wie oft ich ihn im Arbeitszimmer vor dem Spiegel gesehen habe, während er jedes Wort und jede Geste seiner Ansprache übt. Für das Publikum wirkt es bestimmt, als fielen ihm die Sätze genau in diesem Augenblick ein. Vater kann so etwas. Und er kann so tun, als wäre er wirklich dankbar für die Auszeichnung, aber auch das habe ich gehört – wie er zu Mom sagte, es sei verdammt noch mal an der Zeit, dass diese Idioten der Baugewerkschaft ihm endlich die Anerkennung zollten, die er verdient.

Vater liebt Bewunderung. Ich glaube, er braucht sie nötiger als Luft. Ob nun von der Gewerkschaft, die ihm mit dieser selbst gedruckten Ehrenurkunde im IKEA-Rahmen bescheinigt, dass er mit Woodcorp die tollste, beste, coolste Bautischlerei in England betreibt, oder von Mom, die neben mir steht, aber nur Augen für ihn hat. Was mich betrifft, so bin ich ihm egal. Glaube ich zumindest. Wichtig ist nur, dass ich zu ihm aufschaue, so wie all diese Leute im Saal, die seiner Rede andächtig lauschen. Aber verdammt, er ist kein Jesus. Er verwandelt kein Wasser in Wein, nur Baumstämme in Gerüste, Verschaltungen und Bodendielen. Und er kann Mom nicht heilen. Das kann wahrscheinlich keiner mehr, auch wenn ich es immer noch hoffe. Sie ist im letzten Jahr so dünn ge-

worden, als wäre der Krebs ein lebendiges Tier in ihr, das sie langsam auffrisst. Ob Vater das überhaupt bemerkt? Und wenn ja – interessiert es ihn? Ich habe ihn nicht weinen sehen, nicht ein Mal. Aber ich heule mich seitdem fast jede Nacht in den Schlaf. Trotzdem sieht Mom nicht mich an, sondern ihn.

Ich starre auf meine Schuhspitzen, grabe sie in den grauen Teppich. Wann ist das hier bloß vorbei?

»Ich werde dem in mich gesetzten Vertrauen gerecht werden, dessen können Sie sicher sein. Woodcorp war, ist und bleibt eine verlässliche Größe im europäischen Bauwesen. Und wer weiß, vielleicht sogar bald weltweit.«

Endlich, auf diese Sätze habe ich gewartet! Vater ist fertig, Applaus brandet auf, sogar einige Bravorufe, was mich stolz macht, mir aber auch unangenehm ist. Vater dreht sich zu Mutter, winkt sie mit zwei Fingern zu sich heran. Als sie neben ihm steht, legt er den Arm um sie und wirft mir über die Schulter einen seiner Peitschenknall-Blicke zu. Schlurfend laufe ich mit gesenktem Kopf zu ihm.

»Reiß dich zusammen«, flüstert Vater durch sein strahlendes Lächeln. »Sei ein Mal nicht blamabel.«

Keine Ahnung, wie es sich anfühlen würde, ihn nicht zu blamieren. Wahrscheinlich ziemlich gut. Wäre bestimmt so ein Gefühl im Bauch wie in der Achterbahn. Vielleicht schaffe ich es irgendwann einmal, ihn stolz zu machen.

Beim Aufblicken stelle ich beruhigt fest, dass mich niemand beachtet. Weiterhin sind aller Augen nur auf Vater gerichtet, und alle Gesichter strahlen wie Sonnen. Bis auf

eines. Es gehört einem Jungen, der etwas älter ist als ich und weit hinten steht. Da er aber sehr groß ist, überragt er die anderen. Seine Augenbrauen sind zusammengezogen, und es liegt nicht die Spur eines Lächelns auf seinem Gesicht. Ich frage mich, was in seinen Zügen zu lesen ist. Als ich es verstehe, trifft es mich wie ein Schlag in den Magen.

Es ist Abscheu.

Unwillkürlich richte ich mich ganz gerade auf, was ich normalerweise nicht tue. Stell dich richtig hin, sagt Vater oft und schlägt mir dabei gegen den Hinterkopf. Diesmal braucht es das nicht.

Wie kann dieser Typ es wagen, ihn so anzusehen? Ich starre zurück, versuche, genauso viel Widerwillen in meinen Blick zu legen, und hoffe, dass er mich bemerkt. Als er es dann tut und sich der Ausdruck auf seinem Gesicht in Freundlichkeit verwandelt, schaue ich wieder zu Boden, bin dankbar, dass ich hinter Vaters Rücken Moms Berührung spüre. Sie zupft an meinem Ärmel, und rasch schiebe ich meine Hand in ihre. Ihre Finger sind dünn und kalt, ich halte sie fest umschlossen. Vielleicht kann ich ihr ein wenig von meiner Wärme abgeben, gern auch von meinem Leben. Noch sechs Monate, höchstens, hat der Arzt gesagt. Danach bin ich allein.

## *Eric*

»Also dann!« Vater lacht mich derart übertrieben zuversichtlich an, dass es mir seine ganze Unsicherheit verrät. Als Nächstes bahnt er sich einen Weg durch die Men-



schen, die sich um George Wesley drängen, als würde er irgendetwas verschenken. Aber ein Mann wie der gibt nichts für umsonst. Das wusste ich schon, bevor ich ihn hier gesehen habe, und jetzt ist es mir nur noch klarer. Der verächtliche Blick, den er seiner Tochter zugeworfen hat, diesem spindeldürren, blassen Mädchen, und die befehlende Handbewegung, mit der er seine Frau zu sich herangewinkt hat, sagen alles, was man über diesen Mann wissen muss. Am liebsten würde ich Vater packen und ihn hinter mir her aus diesem Raum zerren, aber er ist ja nur deshalb hier: um mit George Wesley zu reden. Er drängelt sich weiter nach vorne, nimmt dabei keine Rücksicht auf die Menschen rechts und links – ein Verhalten, das ich von ihm nicht kenne. Normalerweise überlegt er dreimal, ob er anderen helfen kann, bevor er an sich selbst denkt. Es muss schlechter um die Firma stehen, als er mir anvertraut hat.

»Mr. Wesley!« Endlich hat er ihn erreicht, zieht ihn am Ärmel seines grauen Anzugs, als hätte er Angst, dass seine Stimme nicht ausreicht, um wahrgenommen zu werden. Wesley dreht sich um, sieht auf Vater herab – was angesichts dessen Größe nicht unbedingt etwas mit Arroganz zu tun haben muss. Aus der Nähe betrachtet finde ich diesen drahtigen Mann mit der Ausstrahlung einer Kreissäge noch unangenehmer.

»Ja?«

»Ich bin Paul O'Malley. Wir hatten Kontakt wegen einer eventuellen Zusammenarbeit. Ich hatte Ihnen geschrieben.«

Wesleys Augen verengen sich ein wenig, und es dauert

einen Moment, bevor er sich erinnert. »Die schottische Tischlerei.«

»Genau.« Vater nickt eilfertig. »O'Malleys Woodwork. Klingt schon ein wenig wie Woodcorp, finden Sie nicht? Das ist doch ein gutes Zeichen.«

Ich krümme mich innerlich angesichts seiner Unterwürfigkeit, versuche aber, mir meine Gefühle nicht anmerken zu lassen. Wie mit einem Skalpell geschnitten, bildet sich ein Lächeln auf Wesley's Lippen. »Was haben Sie mir anzubieten, Mr. O'Malley? Welchen Nutzen könnte ich aus einer Zusammenarbeit mit Ihnen ziehen?«

»Nun, wir sind ein alteingesessenes Unternehmen, bekannt im ganzen Norden für unsere gute, zuverlässige Arbeit, bis nach John o'Groats hinauf.«

»John o'Groats. Wie beeindruckend. Was ordert man dort? Harpunen für den Walfang?«

»Nein. Tische, Stühle, Fensterrahmen, all das. Nachfrage nach Harpunen hatten wir bisher noch nicht.«

Vater erkennt Wesley's Sarkasmus nicht. Wie auch? Zynismus, Ironie – all das ist seinem Wesen zutiefst fremd. Ich stelle mich neben ihn und übernehme das Gespräch. »Ihre Firma hat bisher kein Standbein in Schottland. Hier sehen wir eine Möglichkeit der Zusammenarbeit.«

Wesley richtet langsam den Blick auf mich. »Und Sie sind ...«

»Eric. Er ist mein Sohn«, erklärt Vater.

»Wie nett. Dann kenne ich jetzt also Ihre Familie, weiß, dass Sie keine Harpunen anfertigen und dass Ihre Tischlerei im Umkreis von schätzungsweise zwanzig Kilometern bekannt ist. Die Ihrerseits gewünschte Zusammenarbeit

begreife ich dahingehend, dass Woodcorp Ihnen finanziell wieder auf die Beine hilft, während Sie genau das tun, was Sie auch vorher schon getan haben. Gebe ich Ihre Pläne korrekt wieder?«

»Aber nicht doch!« Vaters Wangen röten sich. Das ist immer so, wenn er sich schämt, denn ganz unrecht hat Wesley nicht. »Wir erfahren aus erster Hand, ob Großprojekte in Edinburgh oder Aberdeen oder Inverness geplant sind...«

»Oder in John o'Groats«, wirft Wesley ein, und wieder erkennt Vater seinen beißenden Spott nicht.

»Genau. Wir könnten dafür sorgen, dass Woodcorp einen Fuß in die Tür kriegt und...«

»Mr. O'Malley, ich möchte unser Gespräch an dieser Stelle gern beenden. Es tut mir leid für Sie, aber ich sehe keinen Nutzen für mich in einer Zusammenarbeit mit Ihnen. Sollte ich jemals Interesse daran haben, in Schottland Fuß zu fassen, gelingt mir das auch, ohne Geld in Ihre marode Firma zu stecken. Wahrscheinlich sogar besser. Was soll ich mit einem Geschäftspartner, der es kaum schafft, sich vor dem Bankrott zu retten? Es ist doch so, oder? Die Auskünfte, die ich über Ihren Laden eingeholt habe, deuten zumindest darauf hin. Technisch obsolete Maschinen, ein paar Stammkunden, keinerlei Marketing. Sie, Mr. O'Malley, bieten mir nicht das Geringste. Sie verschwenden nur meine Zeit.«

Wesleys Unverschämtheit brennt wie Säure. »Wie können Sie es wagen, derart mit meinem Vater zu reden?«, stoße ich hervor und gehe unwillkürlich einen heftigen Schritt auf ihn zu. Vater packt mich am Arm.

»Lass gut sein, Eric.«

Er hat recht, es bringt niemandem etwas, wenn ich diesen arroganten Kerl k. o. schlage, aber es fällt mir verdammt schwer, mich zurückzuhalten. Wesley, der vor mir zurückgewichen ist, streicht sich rasch über sein Jackett.

»Ein temperamentvoller junger Mann, was? Sie sind bestimmt sehr stolz auf ihn. Und jetzt entschuldigen Sie mich bitte, aber hier sind eine Menge Menschen, die mir zu meiner Auszeichnung gratulieren möchten. Ich würde ihnen gern die Gelegenheit dazu geben.«

Wir sehen ihm nach, wie er in die Menge eintaucht, einen Mann mit leutseligem Schlag auf die Schulter begrüßt, einem anderen lachend einen Gruß zuruft. Seine anscheinende Beliebtheit macht unseren Auftritt nur doppelt blamabel.

»Wir haben es versucht«, sagt Vater. »Immerhin. Auch wenn es nichts gebracht hat.«

»Von wegen.« Nein, nicht nur Wesley soll dieses Treffen aufrechten Hauptes verlassen! »Wir werden weitermachen, Dad, und wir werden erfolgreich sein. Eines Tages wird dieser Wesley vor unserer Tür stehen und darum betteln, bei uns einzusteigen.«

Vater grinst kläglich. »Sicher, Eric. Genau so wird es werden. Und jetzt lass uns hier verschwinden. Willst du noch ein bisschen Zeit in London verbringen?«

»Nein. Hier gibt es nichts, was mich interessiert.«

Als Vater lacht, klingt es genauso fröhlich, wie ich es von ihm kenne. »Ich glaube eher, dass es etwas in Glenbarry gibt, das dich ganz besonders interessiert. Es hat

grüne Augen und dunkle Haare und heißt Mariah, nicht wahr?»

Ich spüre, wie mir die Hitze in die Wangen steigt. Offenbar ist es mir nicht gelungen, meine Gefühle zu verbergen.

»Glaubst du, sie weiß es?«

»Mariah ist eine kluge junge Frau. Mit Sicherheit ahnt sie etwas.«

Mist! Ich dachte, ich hätte noch Zeit, könnte mir in aller Ruhe überlegen, wie ich der Schwester meines besten Kumpels gestehe, dass ich in sie verliebt bin. So viele Jahre war sie nur ein nerviges Anhängsel unserer Freundschaft, aber seit einigen Wochen ist sie auf einmal ... keine Ahnung, was sie ist. Alles. Einfach alles.

In Gedanken versunken, folge ich Vater aus dem Saal, komme dabei an Wesleys Tochter vorbei, die mit gesenktem Kopf neben der Tür steht und auf ihre Fußspitzen starrt. Sie tut mir schrecklich leid. Ich kann einfach gehen, aber sie bleibt mit diesem Vater zurück.





1

*Claire*

*12 Jahre später*

Mit zwei Fingern nahm Francis den Flyer von Claires Schreibtisch und warf einen kurzen Blick darauf: »Du willst wirklich dorthin?«

»Ja. Morgen um acht geht mein Zug.«

Er brummte. Brummen bedeutete bei ihm immer Unzufriedenheit. »Du weißt, dass Manchester eine verhältnismäßig hohe Kriminalitätsrate hat.«

Claire musste grinsen. Francis, der beste – nein, der einzige – Freund ihres Vaters und ihr geliebter Patenonkel, sah sie immer noch als das kleine Gothic-Mädchen, das mit dunklen Klamotten und geringem Selbstbewusstsein durch die Welt lief. Vielleicht würde er irgendwann begreifen, dass diese Zeit lange zurücklag. Mittlerweile waren nur noch ihre Cocktailkleider schwarz.

»Ich komme schon klar. Es ist nur für einen Tag, und London ist auch nicht gerade eine Insel der Unschuld.«

»Ich merke schon, ich kann dir diesen Trip nicht ausreden.«

Unwillkürlich spannten sich alle Muskeln in Claires

Körper an. Ihre Mutter hatte Kritik nie offen geäußert, was sie gelehrt hatte, Unausgesprochenes unter beiläufigen Bemerkungen zu erkennen. Es ging Francis nicht um ihre Sicherheit, zumindest nicht nur. Anders als ihre Mutter, die die Angelegenheit auf sich hätte beruhen lassen, besaß Claire jedoch kein Gespür für Diplomatie.

»Spuck es aus. Was stört dich?«

Er strich sich mit der Hand über das dünn werdende graue Haar. Typisches Francis-Zeichen für Unbehagen.

»Ich habe immer noch nicht verstanden, was du eigentlich erreichen willst, Claire. Woodcorp produziert keine Möbel. Warum sich nicht mit dem begnügen, was seit Jahrzehnten funktioniert?«

Stellte seine Frage einen Ausdruck des ewigen Generationenkonflikts dar? Alt gegen Jung; Angst vor Neuem vs. Mut zur Veränderung? Oder Sachverstand und Erfahrung kontra Selbstüberschätzung und Naivität?

»Woodcorp produziert keine Möbel, richtig. Aber warum nicht etwas daran ändern? Immerhin fahre ich zur ...«, sie nahm ihm den Flyer aus der Hand und las laut vor, »drittgrößten Möbelmesse des Vereinigten Königreichs. Ein Treffpunkt für Kreative, Einkäufer und Fachbesucher. Erstklassiges Catering vor Ort.« Wenn das nicht überzeugend klingt – eingeschweißte Sandwiches und Automatenkaffee.«

Statt einer Antwort zog Francis nur die Augenbrauen hoch.

»Keine Angst«, versuchte sie ihn zu beruhigen, »ich schließe keine Aufträge ab, ohne mit dir Rücksprache zu halten. Du kennst die Firma besser als jeder andere.«



»Nicht besser als George.«

»Ja. Nicht besser als Vater. Aber du vertrittst ihn hervorragend.«

»Wir, Claire. Wir vertreten ihn hervorragend.« Francis lächelte und drückte kurz ihre Hand. In seinem Blick las sie, dass auch er noch immer nicht begreifen konnte, was geschehen war. Dass eine Sekunde Unaufmerksamkeit ausgereicht hatte, um den starken, erfolgsverwöhnten George Wesley beinahe zu töten. Dass seine Verletzungen mittlerweile zwar geheilt waren, aber sein Bewusstsein nicht zurückkehren wollte. Manchmal wünschte sich Claire, er bliebe in seinem Zwischenreich, weil er dort mit der Seele seiner Frau wiedervereint wäre. Ihre Mutter hatte wenigstens nach dem Tod einen liebevollen Ehemann verdient. Aber tief in ihrem Innern wusste Claire, dass das für ihn kein ausreichender Grund wäre, nicht die Augen aufzuschlagen und in sein Büro zurückzukehren. So hatte er es all die Jahre gehalten. Kein Geburtstag, keine bestandene Prüfung und auch keine Krankheit waren ihm bedeutsam genug gewesen, um seiner Familie den Vorrang einzuräumen. Für Amy hatte er ab und an Ausnahmen von seiner strengen Arbeitsmoral gemacht, aber niemals für Claire. Egal, wie sehr sie als Kind versucht hatte, durch Leistung und gutes Benehmen seine Aufmerksamkeit zu erringen, sie hatte nie genügen können. Als wäre da etwas an ihr, das ihn abstieß. Stundenlang hatte sie sich früher im Spiegel betrachtet und versucht, diesen Makel zu finden, aber sie war nur ein ganz gewöhnliches Mädchen gewesen. Wenn es also etwas gab, das sie seiner Zuneigung so unwürdig machte, dann lag

es unter ihrer Haut. Und jetzt, wo das Schicksal sie gezwungen hatte, von einem Tag auf den anderen den Platz ihres Vaters einzunehmen, wusste sie immer noch nicht, wer er eigentlich war und weshalb er sie nie geliebt hatte. Dass sein Zustand ihre Schuld war, machte die Sache nur noch schlimmer. Wie ein fast unhörbares, aber doch stetig wahrnehmbares Rauschen klang es in ihren Gedanken: Wenn du nicht verschwunden wärst ... Wenn du dich gemeldet hättest ...

Nachdem Francis die Tür hinter sich geschlossen hatte, ließ Claire sich auf den Stuhl fallen. Schweiß perlte in ihrem Nacken, eine unsichtbare Hand schien sich fest um ihre Kehle zu legen. Was sollte sie ihrem Vater sagen, wenn er aus dem Koma erwachte und ihre Entscheidungen Woodcorp geschadet hätten? Denn das wäre seine erste Frage: Wie geht es der Firma? Noch im Krankbett, an Schläuche angeschlossen und das Stethoskop eines Arztes auf der Brust, würde er sich die Auftragsbücher ansehen, die Finanzberichte studieren wollen und Claire für jede Entscheidung, die sie getroffen hatte, ins Kreuzverhör nehmen. Würde es ihn interessieren, dass sie etwas Eigenes schaffen wollte, der Firma ihren Stempel aufdrücken? Dem, was geschehen war, musste doch ein Sinn zugrunde liegen.

Energisches Klopfen ließ ihre quälenden Gedanken in den Hintergrund treten. Sie stand auf und zog die Manschetten ihrer Bluse zurecht. »Herein.«

Als sich die Tür einen Spalt weit öffnete und Peter ins Zimmer schlüpfte, wunderte sich Claire für einen Moment, dass ihre Vorzimmerdame den Besucher nicht ange-

meldet hatte, bis ihr einfiel, dass sie Ellen vor einer guten halben Stunde ins Wochenende verabschiedet hatte. Jedes Mal, wenn Claire der grauhaarigen, bebrillten Sekretärin, die seit gut zwanzig Jahren das Vorzimmer ihres Vaters organisierte, einen Auftrag erteilte, fühlte sie sich etwas unbehaglich. Auch wenn Ellen nie erkennen ließ, ob es ihr etwas ausmachte, für jemanden zu arbeiten, der ihr Kind sein könnte, so war es Claire doch am liebsten, wenn sie ihr nur einen schönen Feierabend wünschen musste.

Peter lief auf sie zu, und statt einer Begrüßung formte er mit Daumen und Zeigefingern eine Kamera, die er vor sein linkes Auge hielt, während er das rechte zukniff. Das klackende Geräusch, das er mit der Zunge machte, sollte wohl den Auslöser imitieren. Ziemlich altmodisch, aber Claire fand, dass es zu ihm passte. Sie hatte schon länger den Verdacht, dass Cary Grant sein Role Model war.

»Hashtag Perfekterschnappschuss, Hashtag Wunder-schönefrau«, sagte er mit einem breiten Lächeln und nahm die Hände wieder herunter. Peter redete nicht nur mitunter wie ein Instagram-Beitrag, er schien leibhaftig einem solchen Post entsprungen zu sein: dunkle Haare, strahlend blaue Augen, sportlich, immer gut gelaunt. Als wäre er mit einem schmeichelnden Bildfilter bearbeitet worden.

Drei Monate zuvor, als George Wesley anlässlich seines sechzigsten Geburtstags mit allen Angestellten in der Firma feierte, sprach Peter Claire einfach an. Dass sie ein paar Jahre älter war und die Tochter des Chefs, während er erst seit Anfang des Jahres als Praktikant in der Mar-

ketingabteilung arbeitete, schien ihn nicht zu beeindrucken – was wiederum Claire beeindruckte. Sie verbrachte den Januarabend mit ihm auf dem Dach des Gebäudes fröstelnd in ihren Mantel gehüllt, bei Gesprächen, die sie nach der ersten geleerten Rotweinflasche für bemerkenswert tiefgründig hielt. Claire bot dieses Versteckspiel vor allem die Möglichkeit, sich der Neugier der Mitarbeiter zu entziehen, von denen viele sie schon seit ihrer Geburt kannten: Wann sie denn Vollzeit in die Firma einsteigen werde, jetzt, wo sie mit dem Studium fertig sei. Ob sie sich nicht endlich binden wolle. Was sie mit ihrem Leben vorhabe. Fragen, auf die sie nur eine Antwort geben konnte: Woher soll ich das denn alles wissen?

Als schließlich die Sonne über den Fabrikgebäuden im Milmead Industrial Estate unterging und sich rot auf dem Wasser des Lockwood Reservoir spiegelte, zog Peter sie in die Arme und küsste sie, was sie so lange mitmachte, bis Notarztsirenen das Gespinnst aus Großstadtromantik, Alkohol und sanfter Erregung zerrissen, das sich um sie gelegt hatte ...

Claire griff ihre Aktentasche, ließ den Flyer darin verschwinden und kam hinter dem Schreibtisch hervor. »Gibt es etwas?«

Peter tänzelte auf sie zu, legte den Arm um ihre Taille und zog sie dicht an sich heran. »Ich dachte mir, weil heute doch Freitag ist, könnten wir beide etwas trinken gehen. Oder tanzen. Oder so ...«

Claire hörte förmlich die drei Auslassungspunkte nach seinen Worten. Er wusste genau, was er erreichen wollte,

suggerierte ihr aber, sie hätte Entscheidungsfreiheit. So etwas konnte sie auf den Tod nicht ausstehen – wenn man sie manipulieren wollte. Entschlossen nahm sie seine Hand weg, die mittlerweile auf einer Stelle ihres Körpers lag, die man nur mit viel gutem Willen als Rücken bezeichnen konnte.

»Keine Chance. Weder auf einen Drink noch auf einen Tanz noch auf Sex. Ich dachte, wir hätten das geklärt.«

Peter verschränkte die Arme vor der Brust und zog einen Schmollmund. »Geklärt haben wir gar nichts. Du hast mich von heute auf morgen auf die Ersatzbank geschickt.«

Mit einem tiefen Atemzug versuchte Claire, den Ärger zu bändigen, der nach seinen Worten in ihr empor kroch. »Zwischen diesem Heute und Morgen lag Folgendes: Mein Vater hatte einen Unfall, er fiel ins Koma, ich wurde dein Boss. Das ist Erklärung genug.«

Sie nahm nicht den Fahrstuhl, sondern rannte die Treppen hinunter zum Ausgang. Nicht, weil sie so schneller wäre, aber das Warten auf den Lift erschien ihr unerträglich. Als sie die Eingangstüren aufstieß, ihr die kühle Nachtluft ins Gesicht wehte, lief sie wie durch einen Tunnel zur Straße, zum Krankenwagen. Die Menschen wichen vor ihr zurück, aber sie wusste nicht, warum. Auf dem Asphalt lag ein lebloser Körper, die Beine und Arme ausgestreckt wie eine heruntergefallene Puppe. Er sah nicht aus wie ihr Vater. Ihm fehlte alles, was George Wesley ausmachte.

»Claire?« Francis schob sich neben sie und legte den Arm um sie. »Schau da nicht hin. Schau mich an.«

Verwirrt hob sie den Kopf. Ihm standen Tränen in den Augen. Francis weinte nicht. Hatte er noch nie getan.

»Was ist passiert?«

»George wusste nicht, wo du warst«, sagte Francis. »Er hat versucht, dich anzurufen. Er war abgelenkt. Deshalb hat er wohl das Auto nicht bemerkt.«

»Ich war das?«, flüsterte sie. »Das ist meine Schuld?«

Francis drückte sie fest an sich und sagte nichts. Aber das war ihr Antwort genug.

»Ich würde es niemandem verraten, Claire, Ehrenwort.«

»Begreifst du nicht, in welcher unmöglichen Situation du mich bringst?« Die Erinnerung an diesen Morgen ließ sie schärfer antworten, als sie es eigentlich wollte. »Und überhaupt – das mit uns hatte doch gar nichts zu bedeuten.«

»Für dich vielleicht.«

»Ja, für mich. Und du solltest es genauso sehen.«

Peter trat drei Schritte zurück, und auf einmal empfand Claire Mitleid für ihn. Hatte ihm ihre einmalige Begegnung, die für sie nur ein netter, aus dem Augenblick geborener Flirt gewesen war, wirklich so viel bedeutet? Wenn ja, dann musste ihn ihre Ablehnung schmerzen. Sie wusste selbst nur zu genau, wie sich Zurückweisung anfühlte. Möglicherweise war sie deshalb so gut darin, sie auszuteilen.

»Tut mir leid, Peter, aber es geht nicht. Juristisch, moralisch, auf jede nur erdenkliche Art und Weise.«

Sein düsterer Gesichtsausdruck hellte sich etwas auf. »Ich verstehe es ja, Claire. Aber weißt du, was das Gute an unserer Situation ist?«

Sie wollte einwerfen, dass sie kein »uns« verband, aber Peters Lächeln ließ sie ihre Worte herunterschlucken. Sie wünschte ihm nichts Schlechtes, und bestimmt war sie ziemlich mies darin, Chefin zu sein. »Verrate es mir. Was ist das Gute daran?«

Er wandte sich zum Gehen und zwinkerte ihr dabei verschwörerisch zu: »In vier Monaten bin ich hier weg. Hashtag Keinehindernissemehr.«

Dann blieb nur zu hoffen, dass er sein quecksilbriges Herz in dieser Zeit einer anderen schenkte. Einer, die es zu schätzen wusste. Die ihn wollte. Wenn nicht, stand ihr über kurz oder lang ein übles Gespräch ins Haus.

Früher hatte sie sich oft gewünscht, sie könnte unsichtbar werden. Einfach verschwinden. In Momenten wie diesen wünschte sie es sich immer noch.



2

*Claire*

Der Mann starrte lange auf ihre Visitenkarte. Viel zu lange, auf dem kleinen Stück Papier war ja nicht *Krieg und Frieden* abgedruckt, nicht einmal eine gekürzte Ausgabe. Claires Ungeduld stieg, sie war versucht, ihn und die Klangliegen, die er an seinem Messestand anbot, stehen zu lassen, als er doch noch aufschaute. Die Zweifel standen ihm unübersehbar ins Gesicht geschrieben.

»Sie sind sehr jung für so einen Posten«, sagte er und wedelte mit der Karte. »Leiten jetzt wirklich Sie Woodcorp?«

Claire atmete tief durch. Immer ruhig bleiben, schärfte sie sich ein. Respekt muss man sich verdienen.

»Ja, das tue ich.«

Er nickte. Kein anerkennendes Nicken, sondern ein abwägendes. »O. k. Meinetwegen. Ich würde trotzdem lieber mit Ihrem Vater sprechen.«

»Mein Vater ist erkrankt, nichts Ernstes, aber er ist zurzeit nicht verfügbar. Deshalb stehe ich jetzt Woodcorp vor. Wenn Sie Interesse an einer Zusammenarbeit haben, verhandeln Sie mit mir.«

Der Mann steckte ihre Karte in seine Brusttasche. »Ich denke darüber nach. Vielleicht ...«, und nun glitt sein



Blick von ihrem Kopf hinunter zu den Beinen, mit einem längeren Zwischenstopp auf ihren Brüsten, »vielleicht könnten wir die Angelegenheit heute Abend bei einem Glas Wein besprechen? Oder einem leckeren Mai Tai? Geht auf meine Rechnung.«

Für einen Moment verschlug es Claire die Sprache, was nicht oft geschah. Glaubte der Kerl wirklich, sie wäre für einen Mai Tai zu haben? Gut, es hatte eine Zeit in ihrem Leben gegeben, da hatte ein Cocktail einen vielversprechenden Anfang gebildet, aber das lag hinter ihr. Noch nicht sehr lange, dafür umso endgültiger.

Mit einem raschen Griff zog sie ihre Visitenkarte wieder aus der Brusttasche des bordeauxroten Anzugs: »Danke für die Einladung, aber mit Leuten wie Ihnen verbringe ich meine Zeit lediglich aus beruflichen Gründen, und selbst das nur äußerst ungern.«

Ihre Knie zitterten, als sie sich mit schnellen Schritten entfernte. Die Unprofessionalität ihrer Reaktion erschreckte sie. »Sei höflich zu Menschen, von denen du noch etwas erwarten könntest«, war eine der Lehren ihres Vaters. Er hätte sich nie so gehen lassen. Er wäre aber auch nie so behandelt worden.

Wie eine Flüchtende kämpfte sie sich durch die vollen Gänge der Messehalle und presste sich ein Lächeln aufs Gesicht. Niemand sollte bemerken, wie gedemütigt sie sich fühlte und dass die Selbstzweifel wie ein Tsunami über sie hereinbrachen. An einem Gastrostand hielt sie an und nahm an einem der hellgrauen Resopaltische Platz. Bitterer Kaffeegeruch lag in der Luft, der Stuhl war unbequem, ihre Füße schmerzten. Was um alles in der Welt

hatte sie sich hiervon eigentlich versprochen? Es war genau so, wie Francis sagte: Woodcorp machte keine Möbel. Die Firma, der sie auf unbestimmte Zeit vorstand, produzierte Gerüste, Bauzäune, Verschalungen – alles weder spannend noch kreativ, aber mit diesen Produkten war ihr Vater erfolgreich geworden. Warum also fuhr sie zu dieser zweitrangigen Fachmesse, wo sie sich von einem mehr als doppelt so alten Mann im billigen Anzug sagen lassen musste, dass sie als Geschäftsfrau nichts taugte, aber akzeptabel schien für After-Messe-Sex nach einem an der Hotelbar verbrachten Abend mit zu vielen schlechten Cocktails? Warum quälte sie sich stundenlang durch stickige Hallen, die mit ihren fensterlosen Metallwänden an Seecontainer erinnerten? Im Laufe des Tages hatte sie Gespräche geführt mit den Herstellern von Klappstischen, Regalen und stapelbaren Stühlen, die alle nicht das Geringste gebracht hatten, weil sie von vornherein gewusst hatte, dass dies nicht das war, was sie suchte. Sie hielt Ausschau nach etwas, das sie selbst nicht in Worte fassen konnte. Möbelstücke, die mehr waren als nur Gebrauchsgegenstände, die ein Teil des Lebens wurden und nicht nach ein paar Jahren auf dem Sperrmüll landeten. Sie sollten weitergegeben werden, wie Familiengeschichten und schöne Erinnerungen, die man sich auf Feiern erzählte.

Himmel, wenn ihr Vater das hören würde! Glaubte sie wirklich, das Geschäft besser zu kennen als er? Sie sollte diese Farce beenden. Niemand musste davon erfahren, und Francis würde es bestimmt für sich behalten. Wenn also in ein paar Tagen diese schmerzhaft Blase an ihrer Ferse abgeheilt wäre, bliebe nichts zurück als eine Delle

in ihrem Stolz. Das bittere Gefühl einer Niederlage im Schlepptau, packte Claire ihre Aktentasche und machte sich auf den Weg zum Ausgang. Dabei fiel ihr Blick auf einen winzigen Stand. Man konnte ihn leicht übersehen, weil er sich in einer Ecke neben den Toiletten befand und links und rechts von ihm auf Roll-up-Displays für katzenschwanzfreundliche Schaukelstühle geworben wurde. Aber Claire sah ihn und begriff, was sie von Anfang an gesucht hatte. Da stand ein Tisch. Zuerst erkannte sie nicht einmal, dass es einer war, denn auf die Entfernung erinnerte er an einen Baum. Einen kleinen, unbelaubten Baum. Sie trat näher und legte die Hand auf das samtweich polierte Eschenholz. Aussparungen verzierten den gesamten Rand der Platte und erweckten den Eindruck von Zweigen. Aus der Mitte des Tisches ragte eine Stange empor, an der sich im Abstand von zwanzig Zentimetern zwei kleinere Platten befanden. Auch sie waren mit diesen kunstvollen Aussparungen verziert, ließen sich drehen und dienten als Etagere. Das schmale Standbein lief auf dem Boden in ein wurzelartiges Gespinst aus, was die Illusion eines echten Baumes weiter verstärkte. Wie dieser Tisch wohl gedeckt aussah? Ein Kaffeeservice mit Millefleurs-Dekor, cremeweiße Damastservietten, auf der Etagere Schalen mit Erdbeeren und Schlagsahne und ein Teller mit Scones. Fast konnte Claire den frisch gebrühten Tee in den Tassen riechen.

Eigenartigerweise gab es keine Messebetreuung, auf dem Tisch fand sich nur ein Plastikhalter mit Visitenkarten, oder besser: mit bedruckten Zetteln. Aber so erfuhr sie, dass der Stand zu einer Firma namens Spirit of Trees

gehörte, mit Sitz in Glenbarry, wo auch immer das sein mochte. Als Inhaber wurde ein Eric O'Malley angegeben. Claire steckte die Karte in ihre Aktentasche und strich ein letztes Mal über das Holz. Eric O'Malley in Glenbarry. Das erweckte Bilder von grünen Hügeln, klarer Luft und von einem grauhaarigen, graubärtigen Schreiner-genie, das in einer Wolke aus Sägespänen seine Kunstwerke fertigte.

Dieser Typ mit seinen Klangliegen konnte sich sonst wohin scheren, sie hatte ihren kreativen Menschen gefunden. Jetzt musste sie ihn sich nur noch schnappen.

Kurz nach 21.00 Uhr kam sie wieder in London an. Sie liebte diese übervolle, überlaute, überdreckige Stadt, trotz des Nieselregens, der natürlich gerade einsetzte, als sie an der Euston Station ausgestiegen war. Sich zu ihrer Wohnung am Russell Square durch Menschenmengen und in halsbrecherischen Manövern an Radfahrern, Bussen und Autos vorbeizukämpfen, setzte diese Liebe allerdings einer gewissen Belastungsprobe aus. Endlich zu Hause angekommen, sprang sie unter die Dusche und in ihre Wohlfühlklamotten und legte sich, mit ihrem Tablet, einem Glas Wein und einem Müsliriegel bewaffnet, aufs Bett. Glenbarry. Wo um alles in der Welt lag das?

Eine Viertelstunde später hatte sie sich schlau gegoogelt: Glenbarry war ein Dorf im nordwestlichen Schottland, in der Nähe des Beinn-Eighe-Nationalparks. Der nächstgrößere Ort war Ullapool, und größer bedeutete hier zweitausend Einwohner. So viele Menschen traf man am Trafalgar Square in zehn Minuten. Ansonsten schien

Glenbarry umzingelt von Bäumen, Bergen, Seen und seltenen Tierarten.

Na großartig, dieser Tischler wohnte in Mitteleerde. Ihr Bild von ihm wandelte sich von einem gutmütigen Meister Geppetto zu einem kahlköpfigen Gollum, der ein Stück Holz in den dünnen Ärmchen hielt und »Mein Schatz!« murmelte.

Die Homepage der Firma war genauso dilettantisch gestaltet wie die Visitenkarten. Schlecht ausgeleuchtete Fotos in geringer Auflösung zeigten einige Möbel, darunter ein Regal, das aus einem halbierten, ausgehöhlten Stamm bestand, in den unregelmäßig geformte Fachböden eingesetzt waren. Passend dazu ein Stuhl, der wohl aus der anderen Hälfte des Stammes geschlagen worden war. Man saß darin bestimmt geborgen wie in einem Baum, und es hätte Claire nicht erstaunt, würde ein Eichhörnchen über die Lehne klettern. Ein altes Fischerboot hatte O'Malley in ein Bett verwandelt und ein knorriges Wurzelgeflecht in einen Kronleuchter. Jedes dieser Stücke hätte Claire sich selbst in die Wohnung gestellt, und die Bilder bestärkten sie nur in ihrem Wunsch, die Firma dieses Mannes in Woodcorp einzugliedern.

Das Herunterscrollen brachte Informationen über den Firmeninhaber zum Vorschein: O'Malley hatte nach dem Tod seines Vaters die Familientischlerei übernommen und mit Spirit of Trees seine eigene Möbellinie gegründet. Entgegen ihren Vorstellungen zeigte ein Foto einen noch jungen Mann mit lockigen dunklen Haaren. Auf seinem kantigen Gesicht lag kein Lächeln. Eigentlich sah er so aus, als hätte er keine Ahnung, wie lächeln

überhaupt ging. Vielleicht war es doch keine gute Idee, mit ihm Geschäfte machen zu wollen. Hätte dieser Kerl schlechte Laune, würde er sie am Kragen packen und in den tiefen dunklen Wald werfen, den sich Claire rings um Glenbarry vorstellte. Ihre Hoffnung, Fotos zu finden, die einen freundlichen, gütigen O'Malley zeigten, erfüllte sich bei ihrer weiteren Recherche nicht, stattdessen landete sie im Archiv des *Ullapool Inquirer*. In einer drei Jahre alten Ausgabe fand sich die Traueranzeige für seine Frau. Schlicht gehalten, nur dieser Satz: »Mariah ist tot.« Angesichts einer solch kargen, unverhüllten Trauer bildete sich ein Kloß in Claires Hals. Auf der Anzeige für ihre Mutter hatten sich eine Taube, ein Kreuz, ein Ölzweig sowie der Spruch, dass das Schicksal grausam sei und das Vermissten unendlich, den Platz streitig gemacht. Ein Trauer-Overkill, aus dem bei Weitem nicht so viel Kummer widerhallte wie aus diesem einen Satz für Mariah O'Malley.

Bevor sie endlich das Licht ausmachte, schrieb sie eine E-Mail an Francis. Er sollte gleich am Montag alle geschäftlichen Details über Spirit of Trees zusammentragen, die er nur finden konnte. Vermutlich stand die Firma finanziell nicht allzu gut dar. Aus einer umso besseren Position heraus würde Woodcorp verhandeln können.



3

*Eric*

Es gab Tage, an denen war gar nichts in Ordnung. Das waren die, an denen Mariah morgens neben ihm lag, seine lächelnde, wunderbare Mariah, und sich an ihn schmiegte. »Ric«, hörte er dann ihre Stimme in seinem Ohr, »hast du heute etwas vor, oder können wir im Bett bleiben?« Aber bevor er ihr antworten konnte, dass ihn selbst eine Verabredung mit der Queen oder einem Großauftraggeber nicht von ihr wegbekommen würde, wachte er an solchen Morgen auf, und neben ihm waren nur Leere, Stille und Kälte.

Aber es gab auch Tage wie diesen, an denen Andrew und er am Ufer des Loch Tain saßen, ihre Angeln in das glasklare Wasser hielten und der Wind den würzigen Geruch des Wacholders um seine Nase wehte. Obgleich die Frühlingsfrische durch seine Jacke und den Pullover drang, genoss er doch die Ruhe, die nur vom kullernden Balzen des Birkhahns unterbrochen wurde, dem Plätschern und Glucksen des Flusses und dem Zischen, wenn die Angelschnüre durch die Luft flogen.

Als sich die Sonne langsam hinter die Spitze des Mount Hallion schob, holte Andrew seine Schnur ein. »Das wird heute nichts mehr, lass uns zu Fred fahren.«

»Gute Idee.« Eric stand auf. Sein rechtes Bein schmerzte,

als er es nach dem langen Sitzen belastete. Vorsichtig verlagerte er das Gewicht auf die andere Seite und wartete. In ein paar Minuten wäre es wieder in Ordnung. So in Ordnung, wie es halt sein konnte.

»Du weißt, was sie über den Tain sagen, nicht wahr?«, fragte er, um die Ruhepause zu füllen, die seine kaputten Knochen erzwangen.

»Natürlich.« Andrew griff den leeren Fischeimer und kippte das Wasser darin auf die Wiese. »Dass es in ihm überhaupt keine Fische gibt. Aber das ist Unsinn.«

»Ach ja? Zwei Jahrzehnte erfolgloses Angeln geben dir nicht zu denken?«

Als Andrew sich ihm zuwandte, gab es einen Moment, der wie ein Messer stach. Denn er sah Mariah so ähnlich – nicht nur die tannengrünen Augen, sondern auch der Ausdruck darin. Als ob er sich über ihn lustig machte, aber auf eine gute Art. Eine, bei der man mitlachen konnte. Die beiden waren zwar keine eineiigen Zwillinge gewesen, einander jedoch in vielen Bereichen völlig gleich. In anderen nicht.

»Der Tain ist voller glitzernder, pfeilschneller Fische, aber sie sind ausgesprochen klug und lassen sich nicht so einfach an eine Angelschnur locken.«

Ungläubig starrte Eric auf die Diskokugel, die von der Decke des Robert the Bruce hing und das Licht eines Scheinwerfers in bunte Blitze brach.

»Wie findest du's?«, fragte Fred. Sein Ton machte deutlich, dass er nur absolute Begeisterung als Reaktion akzeptieren würde.



»Das ist wirklich – also wirklich ...«

»Ja?«

»Wirklich rund. Eine runde, glänzende Kugel.«

»Kugeln sind immer rund, Eric. Streng dich ein bisschen an.«

»Es ist toll. Ganz ehrlich. Wer würde hier nicht tanzen wollen?«

Wie aufs Stichwort öffnete sich die Tür des Pubs, und eine größere Gruppe strömte herein. Der Ruf von Freds samstäglichen Diskoabenden hatte sich weit über die Grenzen Glenbarrys hinaus verbreitet und zog Besucher aus Torridon, Kinlochewe und Annat an. Die Geschichte, dass ein Pärchen aus Aberdeen extra ins Bruce zum Tanzen gekommen war, hatte Eric schon gefühlte hundertmal erzählt bekommen.

»Entschuldigt mich, der DJ aka Barkeeper aka Partyhost ist gefragt.« Mit einem kräftigen Schlag auf die Schulter verabschiedete sich Fred von Eric, winkte Andrew zu und ging hinter den Tresen, wo er sich an der Stereoanlage zu schaffen machte. Binnen Sekunden hämmerte »People Are People« durch den Raum.

Bewaffnet mit Bier und Schinkenbrot, zogen sich die beiden Freunde an den einzigen Tisch zurück, der nicht der Tanzfläche hatte weichen müssen.

Unentwegt strömten neue Gäste herein, wie jede Woche kam auch Granny Herbert vorbei, die zweitälteste Bewohnerin von Glenbarry. In ihrem Schlepptau hatte sie einen ebenfalls nicht mehr ganz taufrischen Herrn, der mit seinem schwarzen Anzug aus der Menge der leger gekleideten Gäste herausstach. Sie winkte Eric und Andrew

zu, und während ihr Begleiter sich am Tresen anstellte, trat sie zu ihnen an den Tisch.

»Und?«, fragte sie verschwörerisch. »Wie gefällt er euch?«

»Dein Gigolo?«, fragte Eric, was ihm einen spielerischen Klaps auf den Hinterkopf eintrug.

»Das ist Michael, er stammt aus Torridon. Ein sehr netter Herr. Ein Arzt, stellt euch vor. Mittlerweile im Ruhestand, aber er kennt sich immer noch hervorragend mit der Anatomie aus.«

»Granny!«, fuhr Andrew dazwischen. »Nicht! Das wollen wir nicht wissen.«

»Spießer! Ich bin vielleicht alt, aber noch lange nicht tot.« Sie grinste übers ganze Gesicht. »Wir haben uns per Tinder kennengelernt. Unglaublich, oder? Das funktioniert tatsächlich.«

»Tinder. Donnerwetter.« Eric nickte anerkennend.

»Solltet ihr auch mal ausprobieren, ihr beiden. Ihr seid doch hübsche Kerle.« Der blutrot lackierte Nagel ihres Zeigefingers deutete erst auf Andrew und dann auf Eric. »Für euch gibt es irgendwo die Richtige, aber lasst sie nicht zu lange warten. Jede Sekunde ohne Liebe ist eine unwiederbringliche Ewigkeit.«

Damit drehte sie sich um und entschwebte in einer Wolke aus Chiffon und Rosenduft zu ihrem Begleiter, der sie mit zwei Gläsern Rotwein erwartete.

»Tinder?«, fragte Andrew. »Was ist das?«

»Keine Ahnung, aber ich wollte vor einer Achtzigjährigen nicht wie ein Depp dastehen.«

»Vielleicht sollten wir sie um Hilfe bitten, um jemanden zu finden.«

»Kannst du gerne machen, aber ich versuche es gar nicht erst wieder.«

Bevor Andrew etwas erwidern konnte, hob Eric abwehrend die Hand. Es ist besser so, dachte er, als er einen tiefen Schluck aus der Bierflasche nahm, auch wenn er sie schmerzhaft spürte, diese kleinen Ewigkeiten ohne Liebe, aus denen sein Leben seit Mariahs Tod bestand.

»Hast du morgen schon was vor?«, brach Andrew ihr Schweigen. »Ich wollte einen Waldspaziergang mit Rupert machen. Du weißt ja, was das heißt – ich laufe, und er wird getragen. Hast du Lust, mitzukommen? Ich könnte jemanden gebrauchen, der ihn mir ab und zu abnimmt.«

»Sonst gerne, aber morgen bin ich unterwegs.«

»Was hast du vor?«

Für einen Moment war Eric versucht, seinem Schwager die Wahrheit zu sagen. Dass er den ganzen Tag im Auto sitzen würde, um in Manchester einen Tisch abzuholen, den er im verzweifelten Versuch, Kunden zu gewinnen, auf einer Möbelmesse hatte ausstellen lassen. Dass ihn der Stand Geld gekostet hatte, über das die Firma nicht verfügte. Dass er keine Nacht mehr ruhig schlafen konnte, weil Spirit of Trees kurz vor dem Bankrott stand.

»Dies und das. Hauptsächlich Inspirationen holen. Du weißt schon.«

Andrew nickte bedächtig. »Inspirationen, soso.«

Beides zeugte von ihrer langen Freundschaft: dass Andrew seine Lüge erkannte, aber trotzdem nicht die Wahrheit einforderte. Ihm den Freiraum gab, den er brauchte.

Nach gut vierzehn Stunden Autofahrt erreichte Eric am nächsten Abend Glenbarry mit knurrendem Magen und seinem Tisch auf der Ladefläche. Müde wuchtete er das Möbelstück zurück in die Werkstatt und blieb ein paar Sekunden stehen, um den würzigen Geruch des Holzes in sich aufzunehmen. Das hier war sein Leben. Ohne die Firma hatte er nichts mehr. Er musste einen Weg finden, Spirit zu retten. Einen Hauch Hoffnung gestattete er sich, denn irgendjemand hatte sich auf der Messe eine der Visitenkarten genommen. Zwanzig hatte er auslegen lassen, neunzehn waren zurückgekommen. Vielleicht war dieser Jemand die Rettung, bestellte eine Wohnzimmereinrichtung – ach was, gleich die Möbel für ein ganzes Haus: Schränke, Betten, Tische, Stühle. Er würde Hilfe brauchen, Andrew könnte wieder Vollzeit bei ihm einsteigen und müsste nicht mehr von Baustelle zu Baustelle durch Schottland tingeln. Er wäre endlich in der Lage, all die Lebensmittel zu bezahlen, die er bei Betty seit Wochen anschreiben ließ. An dieser Visitenkarte hing seine Zukunft.

In seinem Wohnwagen ließ er die Jacke zu Boden fallen, zog Schuhe und Hose aus und schlüpfte in einen bequemen Pullover, bevor er sich ins Bett legte. Im April reichte die Decke allein noch nicht aus, um ihn während der Nacht warm zu halten. Aber obwohl seine Augenlider schwer wie Blei waren, fand er keinen Schlaf. Also zog er den Laptop auf den Schoß und warf einen Blick in seine E-Mails.

Die Grundschule in Inverness akzeptierte sein Angebot für die Überarbeitung von fünfzig Fenster- und Türrahmen. Arbeit für vier Wochen, mindestens. Das sicherte

die nächsten beiden Kreditraten und seinen Lebensunterhalt bis Juli, vielleicht sogar bis August, wenn er achtgab.

Eine Dame aus Angola bot ihm einen Anteil am Millionenerbe ihres verstorbenen Ehemannes. Nein, besser nicht.

Der Newsletter des Loch-Ness-Centers. Wieder keine neue Sichtung des Ungeheuers.

Und auch derjenige, der seine Karte genommen hatte, tauchte nicht auf. Diese eine Karte, die vielleicht im Messtrubel heruntergefallen und vom Reinigungspersonal zusammengefedt worden war.

Aber nein, dachte Eric, stellte den Laptop auf den Boden und zog sich die Decke bis unters Kinn, denn die Nachtkälte zog durch die Fensterrahmen. Diese Karte wird alles verändern. Vielleicht schon morgen.



4

*Claire*

»Mr. Hampton für Sie, Ms. Wesley.«

»Danke, Ellen«, rief Claire in die Gegensprechanlage, »schicken Sie ihn bitte herein.«

Gleich darauf trat Francis ein. Sie umarmten sich, bevor sie in der Besprechungsecke Platz nahmen. Die beiden schwarzen Freischwinger und der Glastisch im Bauhausstil waren das Einzige, was Claire dem Büro ihres Vaters hinzugefügt hatte. Ansonsten war alles noch so, wie er es fast fünfundzwanzig Jahre lang genutzt hatte: der blau-rote Isfahantepich und darauf der Campaign-Schreibtisch, der Claire mit seinen breiten Sockeln an den Triumphbogen in Paris erinnerte. Sogar das lebensgroße Ölgemälde hing noch an seinem Platz direkt neben der Tür. Es zeigte George Wesley hinter ebendiesem Schreibtisch, mit einem Gesichtsausdruck, wie ihn Churchill bei seiner Blut-Schweiß-und-Tränen-Rede gehabt haben mochte.

»Und – hast du Infos zu dieser Firma?«

»Ja, allerdings.«

»Erzähl!«

Francis lehnte sich zurück und verschränkte die Hände hinter dem Kopf: »O'Malley hat die Tischlerei nach dem

Tod seines Vaters vor fünf Jahren übernommen und die Firma gegründet. Zwei Jahre später zog er sich nach ersten Erfolgen fast vollständig zurück.«

»Seine Frau war gestorben«, warf Claire ein.

»Woher weißt du das?«

»Ich habe ihre Todesanzeige gefunden, als ich ein bisschen recherchiert habe. Über ihn.« Hitze stieg in ihre Wangen, als hätte sie Francis etwas Unanständiges gebeichtet. Dass er sie stirnrunzelnd betrachtete, verstärkte ihre Verlegenheit.

»Dann ist halt meinetwegen seine Frau gestorben. Auf jeden Fall kompensierte er die finanziellen Einbußen über Kredite. Mittlerweile ist er zurück im Geschäft, wenn man auch noch nicht von einer Erholung sprechen kann. Er hat die Kredite zusammengefasst und konsolidiert, die Laufzeit beträgt fünfundzwanzig Jahre. Letzten Sommer hat er sogar sein Haus verkauft, um die Schuldenlast etwas abzutragen. Die drei Mitarbeiter, die ursprünglich für ihn gearbeitet hatten, musste er entlassen und ist nun allein tätig. Dadurch sinkt die Produktionsquote, was wiederum ...«

»... die möglichen Einnahmen schmälert«, führte Claire den Satz zu Ende.

Francis nickte. »Genau. Von Werbung scheint er auch noch nichts gehört zu haben. Seine Homepage kennst du ja – ein treffendes Beispiel, wie man es nicht machen sollte. Diese Firma ist das Hobby eines Träumers, der sich über kurz oder kürzer in den Bankrott schreibern wird. Willst du auf so einen lahmen Gaul setzen?«

Sie ging auf die Frage nicht ein. Ihren Wunsch, diese

Firma zu besitzen, konnte sie nicht rational begründen, also was sollte sie antworten?

»Wie hoch ist der Kredit, über den wir reden?«

»Einhundertzwanzigtausend Pfund. Die materiellen und immateriellen Güter der Firma sind als Sicherheiten eingetragen. Kann er nicht mehr zahlen, verliert er alles.«

120.000 Pfund waren auch für Woodcorp keine Peanuts, jemandem wie O'Malley aber musste eine solche Kreditbelastung förmlich die Luft abdrücken. Dass er sogar sein Haus verkauft hatte, zeigte seine Verzweiflung. Schlecht für ihn, gut für sie. Wenn sie sich diesen Mann an Bord holte, sein Talent und seine Kreativität, dann musste sie den Moment nicht fürchten, in dem ihr Vater die Augen wieder aufschlug.

»Schreib ihm eine E-Mail, Francis. Sag ihm, dass wir Interesse an einer Übernahme haben. Ablöse der Kredite, für O'Malley eine Anstellung als Creative Director, dafür erhalten wir alle Rechte an seinen bisherigen Designs und denen, die er während seiner Zeit bei uns entwirft.«

»Okay. Gehalt?«

»Biete ihm die Summe, die Jeff bekommt.«

Francis sah sie mit hochgezogenen Augenbrauen an.

»Welcher Jeff? Wir haben einige in der Firma.«

»Der Leiter des Controlling.«

»Netter Verdienst.«

»Gute Leute kriegt man nicht für einen Hungerlohn.«

»So verzweifelt, wie dieser Mann sein muss, wäre er mit weniger zu ködern. George würde es so machen.«

Francis hatte recht. Ihr Vater würde jeden Umstand zu seinen Gunsten nutzen. In ihrem Business eine nachah-